

Werk

Titel: Ein angebliches Tagebuch Chopin's

Autor: Hösick, Ferdinand

Ort: Berlin ; Leipzig

Jahr: 1909

PURL: https://resolver.sub.uni-goettingen.de/purl?84623971X_008_01_29|LOG_0025


Kontakt/Contact

[Digizeitschriften e.V.](#)
SUB Göttingen
Platz der Göttinger Sieben 1
37073 Göttingen

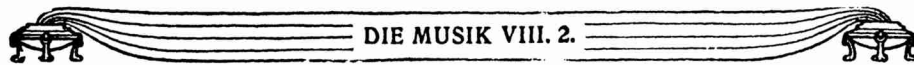
✉ info@digizeitschriften.de



EIN ANGEBLICHES TAGE-
BUCH CHOPIN'S
von Ferdinand Hösick-Krakau ¹⁾

 In der siebenten Nummer der „Neuen Musik-Zeitung“, vom 8. Januar 1907, erschien ein Aufsatz unter dem Titel „Friedrich Chopin's Tagebuchblätter, autorisierte Übersetzung von H. Wiesenthal. Eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Adolf Chybinski (München)“. An dem zweiten Bande meiner Chopinbiographie arbeitend, machte ich mich mit nicht geringem Interesse an die Lektüre dieser großartigen Entdeckung, wiewohl ich gleich beim Lesen des Untertitels „autorisierte Übersetzung“, mit dem Wiesenthal seine Publikation versah, eines unwillkürlichen Lächelns mich nicht zu erwehren vermochte. Denn die Bezeichnung „autorisiert“ kann doch nur so aufgefaßt werden, daß der Autor, in diesem Falle Chopin, seine Einwilligung erteilt habe, was hier eben doch nicht gut möglich schien. Doch schließlich kann ein derartiger „Lapsus“ jedermann passieren. Hier frug es sich vor allem, ob dieses Tagebuch auch den Erwartungen entsprechen werde, die man daran zu knüpfen berechtigt war. Leider war das Gefühl, das ich nach der Lektüre dieser in dem Zeitraume vom Jahre 1837 bis 1848 geschriebenen Tagebuchblätter empfieng, ein sehr niederdrückendes. Denn ich hatte mir viel mehr versprochen. Ich erwartete, daß der Inhalt eines Journals, das unter dem Eindrucke von Ereignissen geschrieben war, die, wie die Bekanntschaft mit der George Sand und der Bruch mit ihr, der Aufenthalt auf der Insel Majorka und in Schottland, Wendepunkte im Leben des Notturnensängers bedeuteten, ein überaus interessanter und fesselnder sein werde. Diese in der „autorisierten Übersetzung“ Wiesenthals publizierten Blätter waren aber im allgemeinen unbedeutend, schal, nichtsagend, ja geradezu banal. Mit einem Worte durchaus nicht so, wie man es von Chopin erwarten durfte. Offen gestanden, erwartete ich, für meine Person, von Chopin eigentlich noch — viel weniger. Seine Eigenart, seine Schreibfaulheit, namentlich zum Briefeschreiben und zum Schreiben über sich selbst, genau kennend, war ich nicht wenig erstaunt, als ich erfuhr, es sei — in Deutschland obendrein — ein unbekanntes Tagebuch Chopin's aus den Jahren 1837 bis 1848 ans Tageslicht gebracht worden. Noch er-

¹⁾ Aus dem Manuskript übersetzt von Bernard Scharlitt-Wien.



staunlicher aber war für mich der Umstand, daß weder die in Warschau lebende Familie des Tondichters, noch auch sonst jemand unter den Chopinkennern in Polen von der Existenz dieses Tagebuches Kenntnis hatte. Alle diese meine Bedenken mußten jedoch angesichts der Tatsache schwinden, daß dieses Tagebuch, von dem man in Polen keine Ahnung hatte, in Deutschland gefunden wurde und nun dank der „autorisierten Übersetzung“ Wiesenthals nicht nur zu unserer, sondern auch — wie mich eine Nummer des Pariser „Guide musical“ belehrte — zur Kenntnis der Musikkreise in Frankreich gelangte. In der genannten Zeitschrift veröffentlichte nämlich im Oktober dieses Jahres Gaston Knosp einen Artikel unter dem Titel „Le Journal de Chopin“, der nichts anderes, als eine französische Übersetzung der „autorisierten Übersetzung“ Wiesenthals war, was für mich umsoweniger einem Zweifel unterliegen konnte, als Knosp so „frei“ war, auch einen Teil der von Chybinski zu der Publikation Wiesenthals geschriebenen Einleitung „mitzuübersetzen“, ohne dessen Erwähnung zu tun.

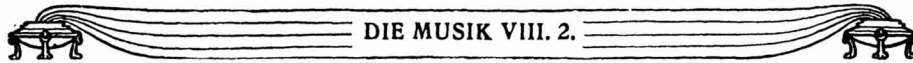
Doch nun zu den Tagebuchblättern selbst, die wir als „überaus interessante Beiträge zur Lebensbeschreibung Chopin's“ (Worte des Herrn Chybinski) der Reihe nach des näheren betrachten wollen. Was uns zunächst an ihnen auffällt, ist, daß sie ohne Ausnahme systematisch datiert und mit dem Namen des Ortes, in dem sie geschrieben worden, versehen sind. Dadurch unterscheiden sie sich grundsätzlich von dem uns bekannten Tagebuche Chopin's aus dem Jahre 1831, in dem der Meister die ihm beschäftigenden Gedanken ordnungslos hinwirft, ohne jemals hinzuzufügen, an welchem Orte dies geschieht. Diese förmliche Buchhaltersystematik, mit der das neu entdeckte Tagebuch Chopin's geführt ist, zeugt somit von einer bei unserem Tondichter, im Gegensatze zu seiner früheren Ordnungslosigkeit, mit den Jahren eingetretenen Ordnungsliebe. Nun wissen aber merkwürdigerweise weder Liszt, der doch Chopin sehr gut kannte, noch auch Niecks, der gerade über die Epoche 1837 bis 1848 sehr gute Informationen hatte, nicht das Geringste von diesem Charakterzuge des Tondichters zu melden. Ein Beweis mehr für die große Wichtigkeit dieses neuen Chopin-Tagebuches in der Übersetzung Wiesenthals, dem wir zunächst also die Bekanntschaft einer bisher unbekannt gebliebenen Eigenschaft Chopin's verdanken. Der Inhalt des ersten, mit „Paris am 6. Oktober 1837“ überschriebenen Tagebuchblattes ist folgender: Chopin sitzt zuhause. Draußen regnet es. Chopin langweilt sich und hört nicht nur die monotonen Schläge der Uhr, sondern auch die seines Herzens. Er denkt nicht ohne Mißmut an Fräulein Stirling, die er „Rebekka“ nennt, die ihn mit ihrer Liebe quält, ihm dafür aber seine Lieblingsblumen, Veilchen, bringt. Die monotone Melodie des Oktobertages umfängt den

Einsamen, der, angesichts der vor ihm liegenden Veilchen, von seinen ehemaligen Geliebten träumt. Das Wichtigste in diesem Blatte ist jedoch der in Erinnerung an die vor nicht langer Zeit erfolgte Lösung des Verlöbnisses mit Komtesse Marie Wodzinska niedergeschriebene Schlußsatz: „Ich will diese Last nicht länger tragen, will ausruhen, ausruhen an einem weiblichen Herzen.“ Beim Lesen dieses ersten Blattes hat man die Empfindung, eine wohlbekannte Melodie zu vernehmen. Seine Regenstimmung läßt unwillkürlich an das sogenannte Regenpräludium Des-dur denken, ebenso wie man beim Lesen von den Uhrschlägen an das 17. Präludium As-dur erinnert wird, in dem man deutlich elf Schläge der Uhr vernimmt und das daher auch allgemein das „Präludium mit der elften Stunde“ heißt. Was jedoch bei der Lektüre dieses Blattes am meisten auffällt, ist, daß man ein ähnliches „Regenblatt“ im II. Bande der Chopin-Biographie von Karasowski auf der 73. Seite unter dem Jahre 1837, und das merkwürdigerweise unmittelbar vor der Schilderung der Szene, wie Chopin mit der Sand bekannt wurde, findet, wo es heißt:

„An einem Regentage befand sich Chopin in einer großen Nervenaufregung, die eine Folge der feuchten Temperatur war, die er niemals vertragen konnte. Während des ganzen Tages ließ sich niemand von seinen Bekannten blicken, vermochte ihn kein Buch zu zerstreuen, kam ihm kein glücklicher musikalischer Gedanke.“

Da wir nun aber bestimmt wissen, daß Karasowski diese Tagebuchblätter in der Übersetzung Wiesenthals nicht kannte, muß uns diese merkwürdige Ähnlichkeit doch stutzig machen . . . Noch mehr jedoch frappiert das zweite Blatt, das vier Tage später, ebenfalls in Paris, geschrieben sein soll. Beim Lesen desselben glaubt man unwillkürlich den Verstand verloren zu haben, denn man gelangt zu der wahnsinnigen, des Maupassant'schen „Le Horla“ würdigen Annahme, Chopin habe im Jahre 1837 bereits das Buch Karasowski's aus dem Jahre 1884 gekannt. Denn hören wir, was Karasowski im Jahre 1884 schreibt:

„Endlich, als die zehnte Stunde geschlagen hatte, erinnerte er sich des Salons der Gräfin C., die an diesem Tage eine illustre, aus Persönlichkeiten, die sich durch Schönheit, Verstand oder künstlerische Verdienste auszeichneten, bestehende Gesellschaft zu empfangen pflegte. Als er nun die mit Teppichen belegte Treppe hinaufstieg, schien es ihm, als ob ein Schatten hinter ihm schreite und der Duft seiner Lieblingsblumen, der Veilchen, die Luft erfülle. Und es stieg ihm plötzlich die Ahnung auf, daß ihm etwas Ungewöhnliches, Ausserordentliches passieren werde. Nachdem er die Herrin des Hauses begrüßt hatte, sah er sich im Salon um und erblickte neben bekannten auch einige ihm gänzlich fremde Personen. Als sich der Salon dann zu leeren begann und die vertrauliche Konversation den Kreis der nahen Freunde des Hauses immer mehr verengte, setzte sich Chopin, der plötzlich die Lust zum Improvisieren verspürte, ans Klavier. Die Zuhörer hielten den Atem an. In seinen poetischen Visionen versunken, brachte Chopin die Bilder seiner Seele in einem bezaubernden Musikstrome zum Ausdruck, als er plötzlich



ein am Klavierende lehndes, unbeweglich gleich einer Marmorstatue ihm gegenüber stehendes Weib erblickte. Ihre schwarzen glühenden Augen in einem Gesicht von fast olivfarbenem Teint schienen ihn zu durchbohren. Chopin fühlte, daß er unter diesem faszinierenden Blicke errötete; sie lächelte unmerklich. Als er sich hierauf erhob und sich hinter eine Gruppe von Kamelien zurückzog, um auszuruhen, vernahm er das Knistern eines Seidenkleides, das Veilchenduft verbreitete, und erblickte dicht neben sich jene Dame, die auf den Arm Liszts sich stützte. Nachdem sie ihm von Liszt vorgestellt worden war, begann sie mit klangvoller Stimme von seinem Spiel, sowie von dem Gegenstande, der das Substrat seiner Improvisationen bildete, zu sprechen. Chopin tauschte ihren schmeichelhaften Worten mit ungewöhnlicher Ergriffenheit. Ihre Geisteskraft und unbeschreiblich poesievolle Ausdrucksweise weckten in ihm die Überzeugung, daß sie die Absichten seiner musikalischen Inspiration in einer Weise erraten und erfaßt hatte, wie dies bis dahin noch bei niemandem der Fall gewesen. Es war dies George Sand. „Ich habe die große Celebrität George Sand kennen gelernt“, schrieb er einige Tage darauf an seine Eltern, „aber ihr unsympathisches Gesicht gefiel mir nicht, sie hat etwas Abstoßendes an sich.“

Lesen wir nun aber, was Chopin im Jahre 1837 in seinem „Tagebuch“ schreibt:

„Das war eine glückliche Eingebung. Ich zog den häßlichen Hausrock aus, und verschwunden war die Langweile. Ein duftendes Bad, feine seidenartige Wäsche und den Gesellschaftsanzug hervorgeholt. Frisch rann mir das Blut durch die Adern, leise Melodien summt mir in den Ohren, süßen Veilchenduft sog ich ein. Er verfolgte mich, als ich die nassen Straßen passierte, als ich die teppichbelegten Treppen zum Salon der Gräfin Czosnowska hinaufstieg. Meine Seele war froh. Ein Schatten kreuzte meinen Weg, furchtsam blickte ich mich um. Mein Engel führte mich weiter. Dreimal habe ich sie seit dem gesehen. Es ist mir, als wäre es nur ein Tag. Sie sah mir tief in die Augen, während ich spielte — ihre Augen blickten tief in die meinen. Düstere Augen, sonderbare Augen. Sie lehnte am Klavier, und ihre glühenden Blicke trafen mich — die sonderbaren Augen lächelten, das Gesicht war männlich, die Züge breit, fast roh, aber die sonderbaren traurigen Augen — Liszt sah mich einsam sitzen und führte sie zu mir. Blumen um uns herum. Mein Herz war befangen. Sie lobte mein Spiel, sie verstand mich, aber das strenge, traurige, häßliche Gesicht! Zweimal habe ich sie wieder gesehen. In ihrem Salon umgeben von der hohen französischen Aristokratie, einmal allein . . .“

Niemand kann wohl leugnen, daß die Ähnlichkeit hier eine überaus auffallende ist, daß alles, was das Buch Karasowski's enthält, sich auch in den Eintragungen Chopin's vorfindet. Diese Ähnlichkeit ist um so merkwürdiger, als Karasowski ganz gewiß von der Existenz des unbekanntes Chopin'schen Tagebuches keine Kenntnis hatte. Doch das beweist nur, daß *les beaux esprits se rencontrent* — selbst nach Ablauf von 47 Jahren, wenn es sich um den *bel esprit* Karasowski's oder vor deren Ablauf, wenn es sich um den *bel esprit* Chopin's handelt. Ebenso-

wenig läßt es sich in Abrede stellen, daß dieses Tagebuchblatt „wichtige Beiträge zur Lebensbeschreibung Chopin's“ enthält, unter denen der erste Rang wohl unstreitig der gänzlich unbekannt gebliebenen Tatsache gebührt, daß Chopin in seiner Wohnung ein Badezimmer hatte, was um jene Zeit, die noch keine Wasserleitungen kannte, gewiß etwas ganz Außerordentliches bedeutete. Überdies fallen bei der Lektüre dieser von Chopin wiedergegebenen Eindrücke jenes regnerischen Oktobertages noch die folgenden Umstände auf:

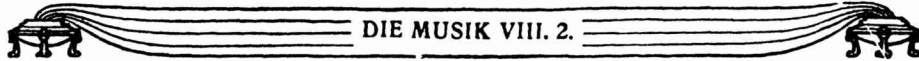
1. Die Art und Weise, in der Chopin hier seine Eindrücke wiedergibt, ist von jener gänzlich verschieden, in der er seine Erlebnisse in Wien und Stuttgart in sein Tagebuch vom Jahre 1831 einträgt.¹⁾

2. Erstaunt ist man darüber, daß Chopin in seinem Tagebuche die Gräfin Laura Czosnowska ostentativ mit vollem Titel und Namen anführt, während er sie in den Briefen an die Seinigen immer nur kurzweg „Lorchen“ nennt.

3. Man gelangt zur Überzeugung, daß denn doch nicht immer *les beaux esprits se rencontrent*. Denn während Karasowski, von der Gräfin C. sprechend, die Gräfin Custine meint (von der die, übrigens falsche, Annahme besteht, daß Chopin in ihrem Salon die George Sand kennen gelernt habe), nennt Chopin ausdrücklich die Gräfin Czosnowska. In diesem Falle hat augenscheinlich der *bel esprit* des Chopinbiographen sich nicht bewährt.

4. Ganz eigentümlich mutet es an, daß Chopin solche nichtssagende Details einträgt, wie, daß er vor dem Besuche der Gräfin Czosnowska ein Bad (ein parfümiertes!) genommen, hierauf die Wäsche, nämlich „feine seidenartige Wäsche“ — wie es in der „autorisierten Übersetzung“ Wiesenthals heißt — gewechselt und endlich den Frack angelegt habe, wobei man sich wohl noch hinzudenken muß, daß er es nicht verabsäumt habe, auch eine weiße Halsbinde umzulegen. Wenn man Ähnliches in einem Tagebuche Thalbergs lesen würde, könnte man es vielleicht noch glaubwürdig finden, aber bei Chopin kann man es kaum glauben, daß er solchen Kleinigkeiten Beachtung zu schenken imstande gewesen sein soll. Daß er ein Elegant war, wissen wir alle, daß er die Reinlichkeit liebte und daher kein Feind des Bades war, dessen sind wir alle gewiß, aber daß er über dergleichen in seinem Tagebuche schreiben würde, nein, das hätten wir wahrlich von ihm nicht erwartet! Es will dies auch gar nicht mit seiner überaus feinen Natur übereinstimmen, in der so wenig Philisterhaftes war, während dies alles so über alle Maßen philisterhaft ist.

¹⁾ Siehe den Aufsatz des Grafen Tarnowski im Chopin-Heft der „Musik“, VIII, 1. (Anmerkg. d. Übers.)



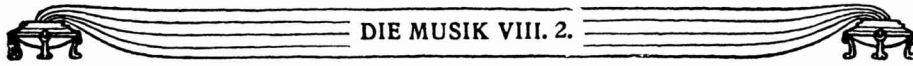
5. Nicht minder philisterhaft ist es, wenn Chopin, über seine zweite Zusammenkunft mit der Sand schreibend, hervorhebt, daß er sie „umgeben von der hohen französischen Aristokratie“ sah. Es sieht dies nämlich so aus, als hätte ihm das besonders imponiert, als wäre es für ihn etwas ganz Ungewöhnliches, das mit so großem Nachdruck in seinem Tagebuch verewigt zu werden verdiente. Man vermag es nicht zu glauben, daß Chopin es zuwebringt, solches niederzuschreiben, er, der von Kindheit an in den höchsten Gesellschaftskreisen verkehrte, er, für den die Aristokratie die gewöhnliche Umgebung bildete, und zwar in Warschau ebenso wie in Paris. Eher würde man erwarten, daß er, die Eindrücke seines ersten Besuches bei der Sand fixierend, ein besonderes Detail ihrer Wohnungseinrichtung hervorhebt — aber „umgeben von der hohen französischen Aristokratie“ — nein, diese Wendung würde man Chopin niemals zugemutet haben. — Nun kommen aber noch andere, gegen die Möglichkeit eines Verkehrs der George Sand mit der „hohen französischen Aristokratie“ sprechende Argumente. Zunächst die allgemein bekannte radikale, ultrademokratische Gesinnung der berühmten Dichterin, die wohl genügte, um die französische Aristokratie von ihr fern zu halten. Sodann aber ihre Lebensweise, ihr Aposteltum der freien Liebe, die sie in so aufsehenerregender Weise in der Praxis anwandte. Wohl standen nicht wenige Damen der hohen Aristokratie der George Sand in dieser Hinsicht kaum nach, unterschieden sich jedoch von ihr dadurch, daß sie den Schein zu wahren suchten, während die Sand sich darüber hinwegsetzte, was eben genügte, um sie, trotz ihres literarischen Weltruhmes, von dem Verkehre mit der Aristokratie auszuschließen. Endlich ist es eine feststehende Tatsache, daß mit Ausnahme der Gräfin d'Agoult im Salon der Sand keine einzige Aristokratin verkehrt hat. Chopin konnte somit unmöglich im Salon seiner nachmaligen Geliebten „die hohe französische Aristokratie“ gesehen haben. Was nun aber diesen „Salon“ selbst betrifft, so hat der „autorisierte Übersetzer“ des in Rede stehenden Tagebuches sich darunter gewiß herrliche Appartements vorgestellt, da es doch unmöglich ist, die hohe französische Aristokratie zu empfangen, wenn man keine entsprechende Wohnung hat. Demgegenüber sei nun festgestellt, daß die Sand, soweit sie zur fraglichen Zeit in Paris sich aufhielt, eine überaus bescheidene Wohnung in dem in der Rue Lafitte gelegenen „Hôtel de France“ innehatte, im Jahre 1836 in einem *Logement meublé* und 1838 sogar *dans une mansarde* in der nämlichen Rue Lafitte wohnte und daher genötigt war, ihre Gäste in der Wohnung ihrer Freundin Madame Marliani in der Rue Grange Batelière No. 7 zu empfangen. Alle diese Momente sind jedoch bedeutungslos im Vergleich zu der keinem Zweifel unterliegenden Tatsache, daß Chopin am 6. oder 10. Oktober 1837 unmöglich zusammen mit Liszt und der

George Sand unter einem Dache in Paris sich hat befinden können. Und zwar aus dem einfachen Grunde, weil weder Liszt, noch die Sand im Oktober 1837 in Paris geweilt haben! Denn Liszt lebte damals mit der Gräfin d'Agoult in Bellagio am Comersee, und die Sand in Nohant, welches Domizil sie vom September 1837 bis zum Frühjahr 1838 überhaupt nicht verließ. Man lese hierüber in Lina Ramanns „Franz Liszt als Künstler und Mensch“ und in Vladimir Karénine's „George Sand, sa vie et ses œuvres“, und man wird uns Recht geben müssen, nicht minder aber auch beipflichten, wenn wir sagen, es erscheine somit ausgeschlossen, daß Chopin in seinem Tagebuche von einem am 6. Oktober 1837 durch Vermittlung Liszt's erfolgten Bekanntwerden mit der Sand sprechen könne.

Das dritte Tagebuchblatt, das im ganzen sieben Zeilen umfaßt, enthält mit Ausnahme von Klagen über den schlechten Gesundheitszustand und der Anerkennung der sorgfältigen Pflege durch die „Sand, die mit ihrem süßen Atem Kühlung“ spendete (?!), nichts Interessantes, macht überhaupt den Eindruck, als wenn es dem Album einer „höheren Tochter“ entnommen wäre.

Das vierte Blatt hingegen, das am 16. Oktober 1838 auf der Insel Majorka geschrieben sein soll, bringt zunächst ein bisher unbekannt gebliebenes Detail aus dem Lebensgange Chopin's, nämlich die Anwesenheit des Frl. Stirling, „das von Chopin Rebekka genannt wird“, auf Majorka. Um es kurz und bündig zu sagen: ich halte es für absolut ausgeschlossen, daß Frl. Stirling im Jahre 1838 Chopin bereits gekannt, geschweige denn nach der Insel Majorka begleitet hat. Denn es ist eine bekannte Tatsache, daß Chopin diese Reise nach dem Süden, wo er mit der Sand den Winter zu verbringen beabsichtigte, im Geheimen unternommen und nur seine intimsten Freunde, Fontana, Matuszynski und Grzymala, in diesen Plan eingeweiht hat. Daß auch Frl. Stirling diesem intimen Kreise angehört habe, ist bisher niemandem bekannt gewesen. Im übrigen weist dieses Blatt, neben auffallenden Ungenauigkeiten in Bezug auf Ort und Zeit, die man Chopin niemals zutrauen würde, eine Schreibweise auf, die von jener seiner allgemein bekannten Briefe aus diesen Majorka-Tagen sich so unterscheidet, wie der Stil einer ungewöhnlichen Individualität von dem einer höheren Tochter. Zum Beweise seien hier einige Stellen aus Briefen, die Chopin um den in Rede stehenden Zeitpunkt von Majorka aus schrieb und die voll guter Laune, Trefflichkeit der Beobachtung und Plastik der Schilderung sind, diesem Tagebuchblatt gegenübergestellt:

„Ich bin in Palma“ — heißt es in einem an seinen Freund Fontana gerichteten Schreiben — „unter Palmen, Zedern, Oliven, Orangen, Zitronen, Aloen, Feigen, Granaten usw., mit einem Worte allem dem, was der ‚Jardin des Plantes‘ der Gnade



seiner Öfen verdankt. Der Himmel wie ein Türkis, das Meer wie der Azur, die Berge wie Smaragde. Tagsüber Sonne und daher Wärme, alles trägt Sommeranzüge. Bei Nacht ertönt überall stundenlang der Klang der Gitarre. Große Balkons mit über den Kopf reichenden Weinstöcken. Maurische Bauten. Die Stadt, wie alles hier, sieht nach Afrika aus. Mit einem Worte — ein herrliches Leben!“

Und in einem Briefe vom 29. Dezember schildert Chopin folgendermaßen seine Klosterwohnung:

„Zwischen Fels und Meer, in einem verlassenem, gewaltigen Kloster, kannst Du Dir mich in einer Zelle, deren Türe größer ist, als in Paris die Haustore, unfrisiert, ohne weiße Handschuhe und blaß wie immer vorstellen. Die Zelle hat die Form eines Sarges mit einem hohen, verstaubten Gewölbe. Ein kleines Fenster, vor diesem Orangenbäume, Palmen und Zypressen. Dem Fenster gegenüber, unterhalb einer Filigranrosette im maurischen Stil, steht mein Bett. Daneben ein alter, viereckiger Schreibkasten, der sich kaum benützen läßt, auf ihm ein Bleileuchter (der Luxus ist hier groß!) mit einer kleinen Kerze. Bachs Werke, mein Gekritzel, nicht mir gehöriges Gerümpel — das ist hier meine ganze Habe. Eine Stille — daß man schreiben könnte, ohne gehört zu werden. Kurz, ich schreibe an Dich von einer ganz merkwürdigen Stätte aus.“

Zum Schlusse eine Schilderung seines Krankheitszustandes in einem Briefe vom 3. Dezember:

„Ich habe in den letzten zwei Wochen wie ein Hund gelitten. Erkältete mich trotz 18 Grad Wärme, blühender Rosen, Orangen, Palmen und Feigen. Drei Ärzte, die berühmtesten der ganzen Insel, wurden zum Konsilium berufen. Der eine beroch das, was ich ausspuckte, der andere beklopfte das, woraus ich spuckte, der dritte betastete und behorchte wie ich spuckte. Der erste sagte, daß ich krepieren werde, der zweite, daß ich krepiere, der dritte, daß ich schon krepiert sei.“

Nun vergleiche man insbesondere den in diesem Schreiben zutage tretenden, kaum zu übertreffenden Galgenhumor mit den folgenden elf Zeilen des „Tagebuchblattes“ vom 16. November:

„Unsere beiden Seelen sind allein auf dieser Insel im Meer. Nachts liege ich und lausche der Brandung der Wellen. Rebekka Stirling besuchte uns. Sie brachte Veilchen — große englische Veilchen. Ihr Geruch betäubt mich Tag und Nacht in dieser feuchten Klosterzelle. Das Kloster ist kalt und dunkel, der Wind dringt durch alle Fugen, daß die Türen nachts ächzen und stöhnen. Mich friert! Wenn ich huste, fühle ich es im Herzen. Ich liebe das Licht, es flüstert mir süße Melodien ins Ohr. Ich will nicht sterben! Der Schatten verfolgt mich. Aber das Leben ist stark. Rebekkas Veilchen auf meinem Grab! Ich will nicht sterben!“

Das ist alles, was Chopin in sein Tagebuch über Majorka einzutragen weiß! Welch ein Unterschied zwischen dem Tone dieser hier zitierten Briefe mit ihrem geistsprühenden Stile und diesem schlottrigen, unbeholfen geschriebenen „Tagebuche“. Man vermag es kaum zu glauben, daß beides von einem und dem selben Menschen geschrieben sei, namentlich aber, daß eine so überaus interessante Persönlichkeit wie Chopin in ihrem Tagebuche derart uninteressant sein könne.

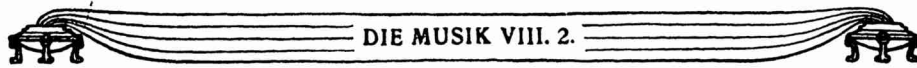
Beim Lesen des fünften, mit dem Datum „Paris am 14. März 1839“

versehenen Blattes, hat man die Empfindung, im Oberstübchen des armen Chopin müsse etwas nicht ganz in Ordnung gewesen sein. Denn anders kann man es sich nicht erklären, wie er am 14. März 1839 bereits in Paris zu weilen und das Wagengerassel auf den Boulevards zu vernehmen wännen konnte, während es durch seine eigenen Briefe festgestellt ist, daß er am 14. März noch in Marseille sich aufgehalten und von dort erst am 22. Mai nach Paris sich begeben hat. Ebenso befremdend wirkt es, wenn er von einer am 13. März stattgehabten Zusammenkunft mit Heine spricht, der mit ihm wettet, daß er ihn (Chopin) noch um zehn Jahre überleben werde. Heine saß nämlich damals ganz ruhig in Paris, konnte daher also unmöglich mit dem in Marseille weilenden Chopin eine Zusammenkunft haben. Nicht minder unsinnig ist Chopin's unter dem 14. März eingetragene Bemerkung, er habe während seines Aufenthaltes in Marseille den berühmten Sänger Adolphe Nourrit besuchen wollen. Ist es doch eine bekannte Tatsache, daß Nourrit bereits am 7. März sich in Neapel das Leben genommen hatte, von wo aus seine Gebeine nach Marseille gebracht wurden, woselbst, als in der Stadt, in der er seinerzeit die größten Triumpfe erlebt hatte, eine Trauerfeier stattfand, bei der Chopin als Freund des Verstorbenen die Orgel spielte.

Man wird uns wohl zustimmen, wenn wir sagen, daß diese tiefgehenden, unmöglich auszugleichenden Widersprüche nicht etwa auf die Briefe Chopin's und der Sand, deren Authentizität und genaue Datumangabe keinem Zweifel unterliegen, zurückgeführt werden können ... Ergo? ...

Bei den beiden nächsten Blättern fällt zunächst der Umstand auf, daß zwischen deren Niederschriften ein Zeitraum von rund acht Jahren liegt. Beide sind in Nohant geschrieben, das eine am 11. Oktober 1839, das andere aber erst am 3. Mai 1847. Das Leitmotiv dieses Blattes sowie des nächstfolgenden, das vom 1. Juni 1847 datiert ist, bildet die Geldfrage. Sie ist insofern von großem Interesse, als wir hier zur Überzeugung gelangen, Chopin habe sich von der Sand aushalten lassen. Nicht anders läßt sich nämlich die, laut diesem Blatte, unmittelbar nach dem Bruche mit der Sand von Chopin angestimmte Klage über den Geldmangel, unter dem er jetzt leide, erklären.

Es bleibt nunmehr nur noch ein Blatt dieses wertvollen Tagebuches übrig. Gleich das Datum: „Stirling-Schloß, am 16. Juni 1848“ muß stutzig machen, weil wir aus den Briefen Chopin's wissen, daß er an dem genannten Tage noch in London weilte, woselbst er bis anfangs August Konzerte gab. Was nun aber dieses „Schloß Stirling“ — wie es in der „autorisierten Übersetzung“ Wiesenthals heißt — betrifft, so ist



es unter einem solchen Namen überhaupt nicht bekannt. Denn das seit langen Zeiten im Besitz der Familie Stirling befindlich gewesene war „Schloß Keir“ genannt. Übrigens hat Chopin während seines mehrere Wochen dauernden Aufenthaltes in Schottland auch nicht in diesem Schlosse, sondern auf Schloß „Colder House“ bei Edinburgh gewohnt, das Eigentum des Lord Torphichen, eines Schwagers von Miß Stirling, war. Unbegreiflich ist ferner, weshalb Chopin in diesem seinem Tagebuche von seinem Diener „Robert“ spricht, während er ihn in seinen Briefen immer „Daniel“ nennt. Andererseits besteht eine gewisse Ähnlichkeit zwischen diesen Briefen und dem Tagebuche. Denn Chopin spricht in einem Briefe an seinen Freund Grzymala davon, daß er von seinem treuen Diener Daniel wie ein Kind auf den Armen in sein Zimmer getragen und dort zu Bette gebracht werde, und auch in diesem Tagebuche ist hiervon die Rede, nur daß der Diener „Robert“ genannt wird. Gänzlich neu ist schließlich die in diesem Tagebuchblatte enthaltene Mitteilung, Chopin habe von Schottland aus mit Heine korrespondiert. Wir erfahren nämlich von einem Briefe Heines, in dem dieser Chopin darauf aufmerksam macht, er (Heine) habe seine Wette dennoch gewonnen (d. h. Chopin um 10 Jahre überlebt). Ist man nun auch von diesem brutalen Witz des Dichters nicht sehr erbaut, so verdankt man doch diesem Tagebuchblatte die sowohl den Heine-, als auch den Chopin-Biographen bisher unbekannt gebliebene Tatsache eines Briefwechsels zwischen Heine und Chopin.

Wir glauben durch unsere Ausführungen den Beweis dafür erbracht zu haben, daß diese „Tagebuchblätter Chopin's“ keineswegs den Anspruch auf Echtheit zu erheben berechtigt sind und möchten zum Schlusse nur noch bemerken, daß wir sie solange für apokryph halten werden, solange man uns nicht durch Veröffentlichung des Originales, unter Beigabe von Photographieen des Autographs und der Angabe, wo und in wessen Besitze es sich befindet, vom Gegenteil überzeugt hat.

Nachschrift des Übersetzers. Als ich am 28. November 1907 mit der Übersetzung dieses Aufsatzes meines Kollegen fertig geworden war und mich eben anschickte, das Manuskript der Redaktion der „Musik“ zu übersenden, erhielt ich die Nummer der „Neuen Musik-Zeitung“ vom 21. November 1907, in der der Herausgeber dieser Zeitschrift den verzweifelten Versuch macht, die zur „endgültigen Klärung des Falles führenden Wege zu zeigen“. Die von Herrn Kühn vorgebrachten, überaus komplizierten Argumente sind nach meinem Dafürhalten nicht nur darnach angetan, das Gegenteil von dem zu bewirken, was ihre Absicht ist, sondern bestätigen vor allem die Richtigkeit der von Hösick aufgestellten Behauptung. Denn man höre und staune, unter welchen Umständen der Herausgeber der „Neuen Musik-Zeitung“ in den Besitz dieses angeblichen Chopin'schen Tagebuches gelangt ist und in welcher Weise er, wie er sich ausdrückt, den „Weg zur endgültigen Klärung dieses Falles

zu zeigen“ unternimmt. Eine in Berlin lebende Schriftstellerin in partibus, namens Helene Wiesenthal, bietet der „Neuen Musik-Zeitung“ neben anderen Manuskripten auch dieses „Tagebuch Chopin's“ an, von dem sie angibt, es sei in einer englischen Zeitschrift ersten Ranges in der Übersetzung einer gewissen Jeanette Lee erschienen, und von ihr (Frau Wiesenthal) ins Deutsche übertragen worden. Da ihm die Sache ein wenig „mysteriös“ scheint, verlangt Herr Kühn von Frau Wiesenthal zunächst nähere Angaben über Frau Lee. Frau Wiesenthal erwidert, sie habe bereits mehrere Sachen von Jeanette Lee übersetzt und sei von ihr auch zur Übersetzung des Chopin'schen Tagebuches autorisiert worden. Diese Antwort genügt dem Herausgeber der „Neuen Musik-Zeitung“, um seine Bedenken über das „Mysteriöse“ an der Sache zu zerstreuen und die Tagebuchblätter in seiner Zeitschrift zu publizieren. Und erst nachdem Otto Leßmann und Moritz Rosenthal in der „Allgemeinen Musik-Zeitung“ ihrer Meinung Ausdruck gegeben hatten, diese Tagebuchblätter seien eine Fälschung, wendet sich Herr Kühn an Frau Wiesenthal mit der „nachdrücklichsten Forderung“, ihm unter „allen Umständen die sichere Quelle anzugeben“, aus der sie das „Tagebuch“ bezogen. Aber vergeblich stellt er ihr den „Abdruck und Verlag des Tagebuches, dessen Übersetzung er ihr zusichert, in Aussicht.“ Frau Wiesenthal ist unerbittlich. Sie kann die Adresse der Jeanette Lee — derselben Frau Lee, von der sie schon vieles übersetzt hat! — unmöglich angeben, weil sie sie . . . verloren hat (!) und vermag auch beim besten Willen sich des Namens jener englischen Zeitschrift nicht mehr zu entsinnen, aus der sie die dort in der englischen Übersetzung der Lee publizierten „Tagebuchblätter Chopin's“ ins Deutsche übertragen hat! Und das nennt Herr Kühn „einen zur Klärung des Falles führenden Weg“.

